

Franz Overbeck

Autor(en): **Bernoulli, Carl Albrecht**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 1

PDF erstellt am: **19.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Franz Overbeck

von Carl Albrecht Bernoulli

Beginnen wir mit der Erinnerung, daß bedeutende Deutsche um die vorletzte Jahrhundertwende Entwicklungsjahre in der Schweiz verbrachten – als Hauslehrer: Schelling, Hegel, Fries, Hölderlin. In Zürich sodann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der deutsche Kreis um Wagner, Semper und den *Auch-Einer*-Vischer. Basel hat sich schon im sechzehnten Jahrhundert auf ein Gastrecht für theologische Einspänner spezialisiert, und im neunzehnten hat es diese Vorliebe drei hervorragenden Mitgliedern seiner ältesten Fakultät zugute kommen lassen. Vor hundert Jahren wurde der in Berlin wegen liberaler Sympathien seines Lehramtes entsetzte Wilhelm Martin Leberecht DeWette vom Bürgermeister Wieland vor dem Stadttor in einer Kalesche abgeholt – kein unbedingt tiefer, aber ein universal verspannter Geist, der die gesamte moderne Bibelwissenschaft als Erster ungeteilt in sich verarbeitete. Das Alte Testament fand dann am Ausgang des Jahrhunderts in Bernhard Duhm, der vor zwei Jahren erst starb, einen genialen Begründer der allgemeinen Religionsgeschichte, während ein halbes Menschenalter früher, fast gleichzeitig mit Nietzsche berufen, Franz Overbeck das Gebiet des Neuen Testamentes und der daran sich anschließenden alten und mittelalterlichen Kirche zum Gegenstande einer radikalen Geschichtskritik wählte. Er hat mit unverhohlener Dankbarkeit das Basler Lehramt als Schutzdach für seine geistige Unterkunft empfunden und mit ihm weder Schule gemacht noch ein einheitlich abgeklärtes Andenken hinterlassen. Nun, volle fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode, ersteht ihm ein Biograph. Nicht nur ist dieses Vierteljahrhundert, das sein öffentliches Gedächtnis damit überstanden hat, ein ganz besonders reinmaschiges Sieb, weil es wahrlich nicht viel vorkriegszeitliche Geistigkeit mehr gelten läßt. Auch zwingt ein so besonders wohlgeratenes, wirklich gutes Buch,¹⁾ wie es der Zürcher Lizentiat und Pfarrer einer appenzellischen Dorfgemeinde, Walter Nigg, über Overbeck verfaßte, zum Schluß, daß nur aus einem besonders wertvollen Menschenleben eine so lehrreiche und fesselnde Darstellung herausgeholt werden konnte.

¹⁾ Walter Nigg, *Franz Overbeck, Versuch einer Würdigung*. München, C. H. Beck Verlag, 1931.

Overbeck ist längst weiteren Kreisen bekannt geworden; denn er war in der Lage, ein Testament zu hinterlassen, in welchem er der Schwester Nietzsches und dem von ihr begründeten und verwalteten Nietzschearchiv entgegentrat, weil er unabhängig von diesem Unternehmen seine eigenen Erinnerungen an Nietzsche und namentlich die von diesem erhaltenen zahlreichen Briefe der Öffentlichkeit bekannt gegeben wissen wollte. Infolge dieser Verfügung ist seit seinem Tode öfter im Zusammenhang mit diesem seinem Freunde auch von seiner Persönlichkeit die Rede gewesen. Das war erst kürzlich noch der Fall in dem weithin beachteten Buche von E. Fr. Podach über *Nietzsches Zusammenbruch*. Aber mit seiner Treue zu dem bedeutendsten philosophischen Geiste Europas seit zwei Menschenaltern stand er sich selbst einigermaßen im Lichte – schon vor sich selbst, in seiner eigenen Beurteilung und dann erst recht vor der Nachwelt, die den von ihm ausgehenden eigenen Schein nur für den Abglanz vom Lichte des Größeren hielt, weil er ebenso dicht in dessen Nähe erblickt werde. Das Lebensbild, das ihm nach so langer Zeit mit so großem Geschick gewidmet wird, gesteht sich nicht zuletzt die Absicht ein, Overbeck von seinem bisherigen Trabandesein zu befreien. Es kann denn auch fortan länger kein Zweifel mehr darüber walten, daß er ein Recht besaß, in die eigene Achse gestellt zu werden. Die Nachbarschaft zu Nietzsche wird dadurch nicht abgeschwächt; sie erlangt jetzt durch die erfolgte Loslösung die volle Kraft, auf beide Geister die plastische Linie eines scharfen Schlagschattens zu werfen. Neben Nietzsche betrachtet, unterscheidet sich Overbeck von diesem viel wesentlicher durch die Selbständigkeit seiner Anlagen und Kräfte, als daß er seinem Bannkreis wegen der gleichen Geistesrichtung und wegen der dadurch begründeten nicht unerheblichen Weggenossenschaft restlos verfallen wäre. Wenn man aber kurzerhand behaupten will, daß Overbeck jedenfalls kleiner war als sein Freund, so erübrigt sich dagegen ein Widerspruch, weil für uns nicht das Format seiner Gestalt, sondern nur ihr zu sich selber zurückkehrender Umriß und die Bewegung auf den eigenen Füßen in Frage steht.

Die inneren Voraussetzungen zum radikalen Kritiker der Religion Europas waren bei Overbeck von denen Nietzsches so verschieden wie nur möglich. Nietzsche hat in seiner Entwicklung am Christentum, das er bekämpfte und als lebensfeindlich vernichten wollte, namenlos gelitten. Das «Theologenblut», das ihm aus zahllosen sächsischen Pfarrhäusern in den Adern floß, hat er aus eigenster Erfahrung als das

schlimmste Hindernis bei einem Philosophen erkannt, der sich zum Freien Geiste durchringen müsse. Aber eben dieses Christentum als Hemmung der menschlichen Entfaltung – die hyperasketische Dämpfung des natürlichen Trieblebens, wie er das nachher nannte, – hat Overbeck am eigenen Leibe niemals erfahren. Das war ein Vorzug, aber es war auch eine Lücke. Um sie auszufüllen, ist er Theologe geworden. Diese Wahl seines Studiums war gar nicht so sehr ein « Mißverständnis », wie er sich das hinterher selber vorredete, sondern es war ein natürlicher Ergänzungstrieb seines Wesens in seiner halbwüchsigen Zeit – und übrigens ein häufiger Beweggrund dafür, warum feinere Knabenseelen im neunzehnten Jahrhundert dieses Studium ergriffen haben, um sich nachher vor oder auch gar nach abgelegtem Kandidatexamen ihrem eigentlichen Lebensberufe erst zuzuwenden. Die Beispiele dafür sind zahllos; so manche der im vorigen Jahrhundert wichtig gewordenen deutschen Geister, von denen man heute in der Geisteswissenschaft noch weiß, sind irgendwie aus einer Loslösung von der Theologie hervorgegangen. Bei Overbeck lagen die Dinge freilich besonders seltsam, aber wie mir scheint deswegen nicht weniger einfach und selbstverständlich. Er entstammte einer deutschen Kaufmannsfamilie des Goethezeitalters, die aber in den drei großen Feindesreichen England, Frankreich und Rußland ihr Dasein gefristet hatte, ehe sie das Land der Väter wieder aufsuchen konnte. Overbeck lernte erst mit zwölf Jahren deutsch; auch war seine Pariser Mutter, an der er sehr hing und deren differenzierte Lebensfeinheit auf ihn übergegangen sein mag, katholisch. Der Besuch eines deutschen Gymnasiums von erstem Range, wie es die Kreuzschule in Dresden war, weckte in ihm die Fragen, unter deren Leitung er ins Leben treten wollte. Und da war diejenige nach dem Christentum begreiflicherweise die vorderste; denn von ihm sah er sich jetzt in seiner späteren Knabenzeit rings umgeben, ohne aus dem Vaterhaus eine greifbare Erfahrung davon mitzubringen wie wohl die große Mehrzahl seiner Mitschüler. Ein günstiges Vorurteil hat ihn unbewußt zur Theologie hingezogen, nämlich der populäre Nimbus vollendeter Menschlichkeit, den die Aufklärung dem Christentum noch ließ, als sie ihm seinen Anspruch auf die überirdische Herkunft absprach. Der kluge und bescheidene Jüngling konnte wirklich des Glaubens sein, er möchte einmal als Pfarrer seinem gütigen und menschenfreundlichen Sinne, den er in sich verspürte, am ehesten in einer amtlichen Anstellung genügen; da ihm die zugreifende, auch technisch geschickte Hand, deren der Mediziner bedarf, nicht zur Ver-

fügung stand, fiel der Arztberuf nicht gleichwertig ins Gewicht. Die Wurzeln des späteren inneren Konflikts sind also nicht in der Berufswahl an sich zu sehen, die keineswegs gedankenlos, sondern aus einem natürlichen Instinkt heraus getroffen wurde. Es lag Vernunft und Folgerichtigkeit in dem Entschluß des Mulus, sich bei den Theologen immatrikulieren zu lassen – er kannte das Christentum nicht, wollte es kennen lernen, da es ihm etwas Wichtiges und Liebenswertes, zugleich Rätselhaftes zu sein schien – und so begab er sich an die offizielle Quelle, um den erwünschten Aufschluß zu erhalten etwa im Geiste Herders.

In diesem Vorhaben wurzelte allerdings der spätere Konflikt eben doch – nur trugen die individuellen Umstände des jungen Theologen dazu nichts bei; die Gründe des in ihm im Laufe der Entwicklung ausbrechenden Zwiespalts hingen an der Zeitwende, die mit dem Jahre 1850 etwa bezeichnet ist. Da spaltete sich das Christentum endgültig in einen Erweckungs- und in einen Vernunftglauben, und über dieser Spaltung politisierte es sich zugleich ebenso endgültig. Als Overbeck in Basel den dortigen Pietismus kennen lernte, sah er etwas als lebendige politische Wirklichkeit vor sich, was er gerade in dieser Eigenschaft nicht für möglich gehalten hatte – nämlich eine religiöse Gegenwarts-kraft im Zusammenhang mit einer ernstzunehmenden, hochstehenden Stadtkultur. Seine Scheu, hier nicht kritisch einzugreifen, weil er da von etwas überrascht wurde, das er vielleicht geteilt hätte, wenn er von Geburt dazugehörte, – hatte wirklich gar nichts gemein mit dem schwelenden Abscheu vor dem Christentum, wie er aus innersten Erfahrungsnöten damals in seinem Hausgenossen Nietzsche zu gären begann. Der eine kannte von Hause aus tatsächlich nicht, was der andere von ebendaher nur allzusehr und im Übermaß kannte. Und wenn Nietzsche gerade als der dionysische Antichrist, zu dem er sich am Ende seines Schaffens berufen fühlte, dasteht wie der erwürgte Laokoon, der sich der tödlichen Schlangen nicht zu erwehren vermag, – ein Vergleich, den Rohde brauchte, als er den Wahnsinnigen sah! – so erman-gelte Overbeck eines auch nur annähernden Vergleichspunktes mit dem Freunde in dieser Hinsicht gänzlich – er hatte nichts abzuschütteln, weil er ja das Christentum als quälendes Problem gar nicht in sein Leben mitbekommen hat. Höchstens daß er eines nicht völlig in Ordnung fand, ohne nähere Kenntnis des Christentums in seiner Jugend geblieben zu sein. Um mit ihm Bekanntschaft zu machen, war er Theologe geworden in dem dunkeln Gefühl, das, was er nicht kenne, müsse ihn wahrscheinlich etwas angehen. Denn dazu habe es offensichtlich

in der Welt zu viel zu bedeuten, als daß ein *homo bonae voluntatis* vom Evangelium, das einst der Weihnachtsengel den Hirten auf dem Felde sang, nichts Näheres wissen sollte.

Diese Bekanntschaft mit dem Christentum erlangte dann Overbeck gründlich durch sein Studium der Theologie. Er hat selber – weil ja doch Selbsterkenntnis die schwierigste aller Erkenntnisformen ist! – nie im vollen Ausmaße zu ermessen vermocht, wie einzigartig er von vorneherein als Theologe in seiner Zeit dastand – weil er die seelische Spannung vom christlichen Gefühl der Sünde und Gnade oder sonst eine eigentlich religiöse Gewissensnot gar nicht als Antrieb zur Erforschung der Schrift besaß und dafür eben diese Erforschung vornahm mit einem ungewöhnlich, ja beispielloso vorhandenen Kraftbesitz von gelehrter Begabung und Gewissenhaftigkeit. So gesehen, hat er seinen Beruf gerade eben nicht verfehlt! Er pflückte die reife Frucht der Tübinger Bibelkritik mit reiner Jünglingshand als der völlig unbefangene wissenschaftliche Geist, der nun das, was als erworbenes geistiges Eigentum vor ihm lag, ruhig betrachten und dann davon aussagen konnte: mit dem Christentum hat es also die und die ursprüngliche Bewandnis! Nicht anders darf seine aufsehenerregende Geschwisterveröffentlichung zu Nietzsches erster *Unzeitgemäßer Betrachtung* verstanden werden, betitelt: *Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie*. Er gab ihr den Untertitel «Eine Streit- und Friedensschrift» und hörte nicht auf zu beteuern, daß mehr als die eigene Abklärung und Sicherstellung für ihn nicht in Frage gestanden habe. Der ganz einfache, selbstverständliche Gedanke, der darin entwickelt war, befaßte sich mit der politischen Aktualität des christlichen Glaubens, während man es doch im Christentum mit einem unverkennbar historisch abgegrenzten Gebilde zu tun habe, dessen unmittelbare Anwendung auf die Bedürfnisse der Gegenwart dazu führen müsse, es zu entstellen und zu fälschen.

Außer der unerbittlichen Bestimmtheit dieser These selbst wies Overbecks Verhalten während seiner siebenundzwanzig Basler Amtsjahre keinerlei aggressive Gesinnung gegen seine Fakultätsgenossen im gesamten deutschen Protestantismus auf. Ja die merkwürdigen Kompromißvorschläge, mit denen er seine Klarstellung damals abschloß, sind nur als ein Ausdruck seiner Versöhnlichkeit aufzufassen – er wollte nicht von einer persönlichen Auffassung her sich anmaßen, die Folgen, die er aus dem Stand der Dinge für sich selber zog, (gerade weil bei ihm eine solche Ausnahme vorlag), den typischen und durchschnittlichen Teilnehmern am theologischen Studium aufzuzwingen in

einer rein doktrinären Folgerung. Er ist übrigens auf jene für anstößig geltenden Sätze später nie mehr zurückgekommen und hat, weit mehr als er es wußte und wahr haben wollte, seine zahlreichen Zuhörer wirklich gefördert namentlich mit seinem kirchengeschichtlichen Unterricht. Es geschah dieses Nahebringen der mit soviel kritischer Schärfe erfaßten Geschichtsferne der altkirchlichen Angelegenheiten vielmehr mit soviel Wärme und so großem pädagogischem Geschick, daß er als ein erfolgreicher, hochgeschätzter Lehrer in vielen schweizer Pfarrhäusern galt. Und so stellt sich denn die Frage, ob er sich nicht täuschte mit seiner Meinung, nicht innerlich ganz bei der Sache gewesen zu sein und « nicht gelehrt zu haben, was er glaubte ». Geschah ihm also wirklich das Unrecht, über das er sich nicht beruhigen wollte, wenn er als Schöpfer einer kritischen Theologie angesprochen wurde? « Ich bin mißverstanden! » rief er händeringend aus und wollte niemals der Mitarbeiter an dieser Bibelkritik, sondern von Anfang an ihr vernichtender Widerpart gewesen sein – also der untheologische Kritiker der theologischen Kritik. Er ist das zweifellos auf sein Ende hin geworden, aber erst nach seinem Rücktritt von der Professur. Es befahl ihn damals eine gewisse Nervosität über mein sehr bewußtes und wie ich noch heute glaube richtiges Vorgehen, daß ich ihn mit Wellhausen und Duhm und allerdings auch mit Lagarde zu den Protektoren einer wissenschaftlichen Methode in der Theologie aufrief. Biographisch ist seine öffentliche Einsprache, die ich übrigens hatte erwarten müssen, nicht begründet, und ich erinnere mich auch genau, daß unter Overbecks Dach als Hauptvorzug seines Ruhestandes erhofft wurde, « die Theologen würden jetzt von ihrem Manne noch viel mehr haben als bisher. » Auch Overbeck selbst war ohne nähere Ahnung, wohin ihn seine Absicht, nun schriftlich auszusprechen, was er vom Lehrpult herab für sich hatte behalten müssen, führen werde. Er trennte sich nicht von der Fakultätstheologie mit dem Vorsatz, sie totzuschlagen. Dafür war er eben trotz jener verwahrenden Selbstschuttschrift über die « Christlichkeit » – wenn auch mehr oder weniger gegen seinen Willen – der Vertreter einer kritischen Theologie als akademischer Lehrer wirklich gewesen. Es ist ein erfreulicher Vorzug der Niggsschen Untersuchung, diese Nebenströmung bei Overbeck mit aller Bestimmtheit als unbedingt zurechtbestehend nachgewiesen zu haben. Aber es mußte eine bloße Episode daraus werden, sobald seine Jahre ausreichten, um unabhängig von einem Lehramt das Fazit seines Lebens zu ziehen. Auch konnte nicht an einen schulmäßigen Ausbau seines theologischen Links-

radikalismus während der Lehrzeit gedacht werden, weil dann die kirchliche Parteipolitik, die in ihrem rechten und linken Flügel unter seinen Fakultätskollegen sehr stramm und militant vertreten war, ihn sofort gemäßregelt hätte. So blieb er dank seiner offensichtlichen Lehr-erfolge geachtet und brauchte sich nicht dulden zu lassen. Aber was rein nur den bibelkritischen Unglauben betraf, so gingen ja kirchliche Reformprofessoren, der Berner Steck und die Holländer, sehr viel weiter als Overbeck, obwohl ihn positive Zuhörer einmal scherzend «Pseudofranz» nannten wegen seiner Beschränkung der Echtheit auf die vier paulinischen Hauptbriefe. Auch war er ein rabiater Gegner aller neutestamentlichen Quellenscheidung und wurde somit gelegentlich sogar stillschweigender Beistand einer konservativen Auffassung. Er stellte wirklich schon als Lehrer eine vollkommen unabhängige Forscherindividualität dar und wurde deshalb von klugen Vertretern der andern Fakultäten als allgemein akademisches Vorbild verehrt; daher stammt auch das geistreiche Paradoxon, Overbeck stehe so weit links, daß er bereits in einem andern Sinne wieder rechts stehe. Damit war eine Einschätzung vorweggenommen, die ihm heute recht zugute kommt, wo man ja jetzt dem Kreislauf der Erkenntnis vor ihrer bisherigen offiziellen Geradlinigkeit wieder den Vorzug einzuräumen beginnt.

Als großer Vertreter der theologischen Kritik stand denn auch Overbeck schon in den achtziger Jahren vollends da, nicht so sehr als Dozent, sondern als theologischer Fachschriftsteller, obschon er eigentliche Bücher damals nicht mehr schrieb und im ganzen vorher eigentlich nur drei Bände auf den Markt brachte. Hier ist vor allem seines Verhältnisses zu Adolf Harnack zu gedenken, das damals noch auf dem Boden kollegialer Hochschätzung verlief. Ehe Harnack von Bismarck nach Berlin in seine spätere Weltstellung berufen wurde, reiste er in den Ferien von seinen vorhergehenden Wohnorten Gießen und Marburg so oft er konnte nach Italien, wichtigen Handschriften nach, und richtete sich bei der Durchfahrt stets zu einem Basler Besuch bei Overbeck ein. Begleitet war dieser Austausch von einem regen Briefwechsel, dessen Hauptteil freilich von Overbeck bestritten wurde, während ihm Harnack seine zahlreichen Abhandlungen und vor allem eben seine Dogmengeschichte zusandte, damit ihm der ältere Meister seine Meinung dazu nicht vorenthalte. Harnack hat zwanzig Jahre später eine Auffassung von Overbeck als Kirchenhistoriker veröffentlicht, die das gerade Gegenteil seiner früheren Ansicht darstellt. Er erklärte ihn einst

für den Bedeutendsten seines Faches und hat sich nachweisbar durch die Gespräche mit ihm und dessen dazwischenliegende schriftliche Beurteilungen des gemeinsamen Arbeitsgebietes außerordentlich fördern lassen. Daraus leitete Overbeck das Recht ab, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wo er es für nötig und die Zeit dazu für gekommen hielt. So warf er Harnack eines Tages in einem Basler Universitätsprogramm vor, er arbeite nicht mehr methodisch und schreibe zu zerfließen – in der Annahme, sein jüngerer Kollege, dessen Leistungen er mit solcher stetigen Teilnahme begleitet habe, dürfe sich zum Wohl der gemeinsamen Wissenschaft nun auch einmal etwas von ihm sagen lassen. Der Zwiespalt zwischen den beiden Geistern lag aber beträchtlich tiefer als nur in der Meinungsverschiedenheit über fachmännische Streitfragen. Man geht kaum fehl, wenn man hier auf einer andern Ebene die grundsätzliche Trennung zwischen Nietzsche und Richard Wagner sich wiederholen sieht. Die offizielle Gefolgschaft der Theologen spricht von Overbecks Haß auf Harnack, weil er als alter, um eine Karriere getäuschter Mann verbittert gewesen sei. Aber damit wird Overbeck unterschätzt, ja geradezu verleumdet – erbittert, nicht verbittert war er; in ihm brach die große grundsätzliche Leidenschaft seiner Erkenntnis auf, die er am Ende seines Lebens in die Scheune brachte. Ich habe im Jahre 1900, zur Zeit von Nietzsches Tod, Overbeck nahegelegt, die Streitschrift gegen Harnack noch bei Lebzeiten selber herauszugeben, da damals sein Gesundheitszustand es noch zugelassen hätte. Es wurde aber geltend gemacht, Harnack müsse seine Bahn ebenfalls erst zu Ende gehen – das posthume Erscheinen sei das richtige. So haben wir dann zwanzig Jahre später erst aus den einzelnen Harnack-Zetteln das berüchtigte « Lexikon » zusammengestellt.

Das nachgelassene Werk, dem wir den Titel *Christentum und Kultur* überschrieben, ist ein Ergebnis der Überraschungen, die nach seiner Amtsenthebung auf Overbeck wartete, sobald er sich einmal nun in dem von ihm als feindlich betrachteten Lager durch gründliche Lektüre des sämtlichen theologischen Schrifttums, des dogmatischen nicht minder als des historischen, umzusehen Gelegenheit fand. Von da ab hieß für ihn der Feind nicht Christentum, dem er nur fremd, nicht feind war, wohl aber Moderne Theologie. Sein Angriff auf sie sammelt alle seine kritischen Kräfte, die seit Jahrzehnten in ihm schlummerten und durch allmähliche Schulung in der Facharbeit nun erstarkt waren. Durch die sehr gründliche und gewissenhaft nachfühlende Untersuchung von Nigg ist jetzt die ganz einzigartige und nicht mehr auszuwischende

Bedeutung dieser Kritik an der Theologie in das helle Licht eines sachlichen Gegenwurtsurteils gerückt worden. Wenn Overbeck selbst gelegentlich äußerte, seine Zeit werde kommen, obwohl er sie auch nicht mehr erlebe, so dürfte jetzt das auf die von der neuen Generation ihm gewidmete Monographie aus der Feder dieses jungen schweizer Pfarrers mit einem Schlag zutreffen.

Ich selbst kann in diesem radikalen Ertrag von Overbecks unvergleichlicher Geisteskraft auch jetzt nur immer wieder das erblicken, was ich einst gegen seinen Protest als einen Beitrag zur « wissenschaftlichen Methode in der Theologie » bezeichnete, wobei ich gleichzeitig unter dem entsprechenden Protest der von ihm angefochtenen Schultheologen eine « kirchliche Methode » unterschied. Zu einer solchen, ziemlich wörtlich genau so wie ich sie prophezeit hatte, ist es ja denn auch gekommen, – nur konnte mir nicht träumen, daß es junge Basler Mitbürger, die späteren zehn Jahre lang im Aargau benachbarten Landpfarrer Karl Barth und Eduard Thurneysen sein würden, die den durch die moderne Theologie zerfaserten protestantischen Geist durch eine « dialektische » Methode zu einer neuen kirchlichen Haltung im reformatorischen Geiste zurückzurufen versuchten. Sie beide waren auch die ersten Leser von *Christentum und Kultur*, die mir eine unerwartete Huldigung aus den Kreisen der Kirche für Overbeck kundgaben. Das dabei unvermeidlich mituntergelaufene Mißverständnis hat im inzwischen verflossenen Jahrzehnt seine Abklärung erfahren. Sie nannten Overbeck einen wahrhaft frommen Mann. Nun gibt es allerdings jenseits aller Glaubensgrenzen einen Grad erlebter Leidentiefe, die mit dem Worte Frömmigkeit zum Ausdruck gelangt. Aber mit dem religiösen Maßstab wird man Overbeck nicht gerecht. Sonst hätte er sich ihm nicht selbst immer wieder durch die Beteuerung, kein Christ zu sein, entzogen. Was war er dann aber über den Historiker hinaus noch? Soll man ihn einen intuitiven Philosophen oder einen Religionspsychologen nennen, weil er doch ein von ihm urkundlich ergründetes und beherrschtes Stück Vergangenheit, das als Geschichte des Urchristentums und der Kirche von religiöser Beschaffenheit war, beurteilte und verurteilte? Hier scheinen uns die gelehrten Rubriken zu versagen. Was er nach dem Dahinfall seines Daseins zurückließ, steht und fällt mit dem Wert seiner Individualität. Der Überrest, da er die Kraft in sich trägt, die zeitliche Übermacht des Widerspruchs siegreich zu überstehen, ist einzig ein Sieg wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit. Overbeck errichtete nicht dauernde Werke, da er nur über die Macht der Wahr-

heit verfügte, nicht über die Macht der Kunst. Aber seine einzelne Gestalt steht da als scharfäugige Wache, Gewehr bei Fuß, und befiehlt: Nein, hier wo man früher noch glaubte durchgehn zu können, geht es künftig nicht mehr durch!

Es kommt also bei der Frage nach einer Overbeck noch weiterhin zukommenden Bedeutung auf zweierlei an: einmal ob seine Erkenntnisse in sich selbst kräftig genug sind, von andern übernommen zu werden, um als religionswissenschaftliche Forderungen in Kraft zu bleiben. Sodann – und das wird den Ausschlag geben – inwiefern und auf wie lange Religion überhaupt noch als eine öffentliche Angelegenheit von irgendwelcher Zukunft anzusehen ist! Er selbst ließ das offen; er gestand sogar, die Zeit scheine ihm jetzt dazu angetan, einem großen Papste zum bildnerischen Töpfertone zu dienen. Aber fast mehr noch neigte er der Meinung zu, man tue besser daran, an alles das gar nicht mehr zu rühren, sondern eben das Christentum still einschlafen zu lassen. Der heute aufs neue erstarkte kirchliche Konfessionalismus macht freilich nicht die mindeste Miene, eine solche Vermutung, die für den Freund Nietzsches sogar eine Hoffnung war, zu bewahrheiten. Das menschliche Bedürfnis nach Religion scheint noch über unverbrauchte Kräfte zu verfügen, da es, auffallender als schon lange, wieder kampfbereit ist und sogar zum Kampfe herausfordert. Da nun nicht zu verkennen ist, daß unsere Zeit unter dem Zeichen einer wieder-auflebenden Berücksichtigung der Religion steht, mag dabei auch der Haß gegen sie die Liebe zu ihr überbieten, so wird der Blick nach Franz Overbeck unentbehrlich. Denn nur bei ihm findet jene menschliche Einrichtung, die den Anspruch erhebt und auch weithin das Vertrauen genießt, innerhalb unserer Kultur die zuständige Erkundigungsstelle für Religionsangelegenheiten zu sein, einen menschlichen Einzelgeist als ihren unerschrockenen und mit den nötigen Kenntnissen wohl-ausgestatteten Kritiker vor. Die Tatsache, daß Overbeck sich als eine rein auf sich selber stehende wissenschaftliche Individualität einem tausendjährigen geistigen Gesamtgebilde, wie es die christliche Theologie ist, zum unbestechlichen Richter aufwirft, ermächtigt jeden von uns, nicht getäuscht zu werden, wenn er sich seinem Mute nähert oder sich von seiner angeblichen Anmaßung abwendet. Und mit dieser Geltung, mit der er seinen Tod überlebt, hat Overbeck erreicht, was er mit seiner unermüdlichen und geistesstarken Lebensarbeit erstrebte – eine klare Lage.